

Was bedeutete Johann Peter Eckermann für Goethe?

Autor(en): **Kahn-Wallerstein, Carmen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **21 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WAS BEDEUTETE
JOHANN PETER ECKERMANN
FÜR GOETHE?

Von Carmen Kahn-Wallerstein

Im Dezember 1854, vor nahezu hundert Jahren, sah auf dem Friedhof von Weimar Varnhagen von Ense «den sanften Eckermann hinabsenken». Nahezu dreiundzwanzig Jahre hat dieser Goethe, den Mann, der ihm zum Schicksal geworden, überleben und in einer ihm fremd gewordenen, entgötterten Welt ausharren müssen. Er war wohl unter den Männern, die den Greis am Frauenplan umgaben, der seltsamste, merkwürdigste.

In Weimar spürt man noch auf dem Gottesacker die kleine Residenz. Die Fürstengruft, in welcher Carl August inmitten seiner Familie zwischen Goethe und Schiller ruht, beherrscht den alten Friedhof, und wo immer man, unter den hochgewachsenen Bäumen, auf besinnlichen Wegen vor einem verwitterten Grabstein stehenbleibt, liest man darauf etwas von einem Leibarzt, einem Hofschauspieler, einem Geheimen Hofrat oder einer Gräfin; es wimmelt von Titeln und Chargen, so als wahre selbst hier noch ein jeder sorgsam Rang und Stand.

Zunächst der Fürstengruft findet sich ein von Efeu umschlungener blaßroter Stein, auf dem ebenfalls ein Titel verzeichnet ist: *Goethes Freund*. Hier liegt Johann Peter Eckermann begraben, der es in einem Dasein von zweiundsechzig Jahren zu nichts gebracht hat als zu diesem Titel.

Was für hochmütige Bezeichnungen finden wir für ihn, wenn wir in alten Goethe-Biographien blättern! Der Goethe-Papagei, der getreue Phonograph, der brave Eckermann, so nannten ihn die gescheiten Leute, und weil doch ein anständiger Mann auch einen Beruf haben muß, hieß er Goethes Sekretär. Wer sich ihm geistig überlegen fühlte — und wer etwa tat das nicht! —, der lächelte angesichts der Grabschrift. Der genialische Herzog Carl August und Schiller, das waren Goethes Freunde! Wie aber kann man einen bescheidenen, sozusagen beschränkten und schüchternen Mann wie diesen so bezeichnen? Schon die Jahre und die gesellschaftliche Stellung scheinen beide Männer unüberbrückbar zu trennen.

In jenen Septembertagen des Jahres 1792, da in dem Flecken Winsen an der Luhe, zwischen Lüneburg und Hamburg, dem durch mancherlei Mißgeschick vom kleinen Kaufmann zum Hausierer heruntergekommenen Johann Adolf Eckermann das jüngste Kind geboren wurde, weilte der dreiundvierzigjährige Geheimrat von Goethe auf Wunsch seines Herzogs in dessen Feldlager bei Hansle-Grand in der Champagne. Denn Eckermann kam zur Welt, als in Frankreich die Große Revolution einen König mit seiner Familie in die Gewalt des Volkes brachte und die vereinten Fürsten glaubten, die Franzosen mit Waffengewalt zur Raison bringen zu können. Ein Vierteljahrhundert wird nahezu vergehen, bevor der junge Eckermann den Namen Goethes zum erstenmal vernimmt; denn er wächst unter Bedingungen auf, die außer dem Erlernen von Rechnen, Schreiben und Lesen keine Bildungsmöglichkeiten zulassen. Der bereits alternde Vater bringt sich und die Seinen durch den Verkauf von Strümpfen und Webwaren in den umliegenden Ortschaften mühselig durch. Oft belädt er den schwächlichen Buben mit seinem Packen, und wenn der Vater nicht über Land geht, hat Johann Peter zu Hause Aufgaben genug, um ein paar Groschen verdienen oder einsparen zu helfen. Vieh hüten, Treibholz sammeln, Fische fangen oder gegen Entgelt für andere Jungens Drachen verfertigen, das ist weit wichtiger als der Schulbesuch, für den bestenfalls im Winter ein wenig Zeit bleibt.

Johann Peter erscheint dies kärgliche Dasein keineswegs hart und trostlos. Die rechtschaffenen Eltern geben ihm die Liebe, deren er bedarf, und auch sonst weiß der aufgeweckte Bub sich mancherlei Freuden zu verschaffen. In stillen Stunden zeichnet er gern, und vor allem guckt er in jedes Vogelnest, weil ihm so leicht keines entgeht. Früh schon vermag er zu sagen, welcher seiner gefiederten Lieblinge es gebaut, und der kleine Hütejunge macht Beobachtungen, beispielsweise über das Leben des Kuckucks, über welche gelehrte Zeitgenossen hochmütig lächelten und die durch neueste Forschungen bestätigt worden sind. Bei alledem bleibt er sich bewußt, daß Jungvögel meist zugrunde gehen, wenn man sie mitnimmt, und daß man noch so hübsche Eier im Nest liegen lassen soll. Er begnügt sich mit dem Anschauen, und es liegt nahe, aus diesem Verhalten Rückschlüsse zu ziehen. Gemüt, Redlichkeit und natürlicher Takt waren dem Kinde mitgegeben und anerzogen, trotz harter Prüfungen bewahrten die Eltern echtes Gottvertrauen, und auf solchen Grundlagen entwickelte sich ein Charakter, der bei aller Sanftheit etwas Entschiedenes hatte. Es gab keine beschönigenden Bezeichnungen für Böses oder Niedriges, sondern nur klare Begriffe des Guten, Schlechten, Richtigen oder

Falschen. Johann Peter machte die Erfahrung, wie Befriedigung und Genugtuung ihn für den Verzicht aufs Ausheben von Vogelnestern belohnten, er lernte Freuden kennen, die mit Geld und Geldeswert nichts zu tun hatten, erkannte, daß es jenseits des materiell Greifbaren wesentliche Werte gab. Von Bildungseinflüssen ist zwar nichts zu bemerken, aber für die Seele ist es eine gedeihliche Atmosphäre. Deshalb dürfen wir uns den Knaben Eckermann nicht als ein verstocktes, stumpf ergebenes Kind vorstellen. Er verbindet mit tiefer Frömmigkeit das Vorgefühl eines besonderen Schicksals und wird in diesem Vorgefühl durch ein an sich sehr belangloses Erlebnis bestärkt. Da eine seiner Schwestern in Hamburg als Magd dient, nimmt ihn der Vater eines Tages mit in die große Stadt. Wie winzig und verloren kommt sich der Bub aus dem Heidedorf dort vor — wie bedrücken und beängstigen ihn die vielen neuen Eindrücke! In dem Bierkeller, den der Vater aufsucht, entringt sich dem Kind ein Stoßgebet, Gott möge ihm ein Zeichen geben. Und als ein freundlicher Fremder mit der Frage an den Tisch tritt, ob der Kleine des Hausierers Sohn sei, um ihm dann übers Haar zu streichen und zu bemerken: «Aus dem wird sicher noch was Rechtes!» leuchten die Träumeraugen auf. Gott hat das erbetene Zeichen gegeben! Das will dem Jungen erst recht so erscheinen, weil sich kurz darauf angesehene Winsener Bürger zusammentun, um ihn endlich was lernen zu lassen. Er kommt als Gehilfe zu einem Amtsschreiber, der ihn in seiner Kunst unterweist und ihn verköstigt, wogegen er alle möglichen Dienste zu leisten hat. Bis zu seinem einundzwanzigsten Jahr blieb Eckermann auf den verschiedensten Amtsstuben Schreibergehilfe, dann, 1813, meldete er sich als Freiwilliger zum Kielsmannseggschen Feldjägerkorps und kam auf diese Weise bis nach Brabant. Die Soldatenzeit scheint Eckermann aufgeweckt zu haben. Er begnügt sich nicht mehr damit, auf seinen Stuhl als Schreibgehilfe zurückzukehren, versucht sich ein Vierteljahr lang als Schüler des Malers Ramberg in Hannover, wird aber durch eine Krankheit, die Folge der Kriegsstrapazen, gezwungen, die Lehre aufzugeben.

Die jungen Freiheitskämpfer hatten zwei Dichter, deren Lieder sie begleiteten, befeuerten und trösteten: Schiller und Theodor Körner. Auch Eckermann berauschte sich an den Schillerschen Versen und versuchte sich selbst — mit großem Publikumserfolg — als Poet in der Manier seines berühmten Vorbildes. Nun erst, mit vierundzwanzig Jahren, tat sich ihm die Welt des Buches auf, er las und entdeckte voll Verzweiflung, daß er nichts wußte. Von da an wurde es sein Wunschtraum, eine möglichst umfassende Bildung zu erwerben, und er, der mittellos war, suchte unter großen Opfern

an dieses Ziel zu gelangen. Er setzte sich, während er wiederum als Schreiber auf einer Kriegskanzlei sein Brot verdiente, in seinen freien Stunden mit Sekundanern auf die Schulbank des Gymnasiums von Hannover und wagte schließlich, mit ungenügenden, kurzfristigen Stipendien versehen, die Universität Göttingen zu besuchen.

In dieser Zeit gerieten dem Fündundzwanzigjährigen Goethes Werke in die Hände, und er entdeckte mit Rührung, daß ein Lied, mit den Anfangsstrophen:

Da droben auf jenem Berge,
Da steh ich tausendmal,

ein wohlvertrautes Lied aus seinen Knabenjahren, von diesem Dichter stammte. Werk und Bild Goethes zogen ihn auf seltsame Weise in ihren Bann. Weltfremd, liebevoll und begeisterungsfähig sehnte er sich danach, diesen Großen einmal von Angesicht zu sehen, und er hat im Jahre 1821 auf einer Fußwanderung am Frauenplan angeklopft. Der Meister weilte jedoch zur Kur in Eger, vernahm nur bei der Rückkehr durch Johannes Falk und seinen Sekretär Kräuter von dem seltsamen Pilger und erhielt von diesem selbst nebst seinem knapp gefaßten Lebenslauf eine Prosarbeit zugesandt: «Beiträge zur Poesie unter besonderer Hinweisung auf Goethe.»

Wenn schon Eckermann Goethe verfehlte, beschäftigte ihn dieser von nun an so sehr, daß er seiner Braut, Johanna Bertram, anvertraute:

«Mir träumte vorige ganze Nacht bey Goethen, ich habe viel mit ihm gesprochen. Ich faßte immer seine Beine an; aber er hatte dicke Unterhosen an, er sagte, er könne anders nicht mehr warm werden. Er war schon sehr alt, aber mich hatte er sehr lieb, er holte mir auch aus der Kammer eine ganze Handvoll Birnen, die er auch schälte, aber bloß um den Stengel herum; ich sollte alle aufessen, aber ich sagte ihm, zwey wollte ich an mein Hannchen in Hannover mitnehmen, ich käme zwar erst Ostern hin, aber sie würden sich wohl so lange halten, die zwey steckte ich in die Taschen. Auch der Ottilien ihre beyden Kinder stellte er mir vor, sie waren hübsch und dick mit hellen Locken, und ich recitierte ihm seine Verse ‚daß dem Vater in dem Sohne tüchtig schöne Knaben bringst‘. Er meinte, ‚stillst‘ müßte es heißen, ich aber sagte ihm, ob er sein eigenes Gedicht nicht besser kenne, es müsse ja *bringst* heißen, worauf er mir dann auch Recht gab. Er weinte über die jetzige Poesie, er sagte, sie läge ihm gar zu schwer am Herzen, er müsse nun bald davon, habe aber die beste Hoffnung auf mich gesetzt und würde nunmehr ruhiger sterben.»

Wie erschreckend primitiv, denkt intellektueller Hochmut, wenn er das liest! Und doch hat dieser Liebende im Traum gespürt, wie nötig Goethe einfache, mitmenschliche Wärme, symbiotische Nähe eines andern Wesens, tut. — Er ist weltberühmt, überlaufen von Leuten, die ihn sehen, sprechen, ihm eigene Arbeiten zur Beurteilung vorlegen wollen. Es sind, das wissen wir, bedeutende Köpfe darunter gewesen. Aber sie alle zogen, mehr oder minder bescheiden und sympathisch, ihre eigene Bahn und erwiesen dem Greis am Frauenplan ihre Reverenz aus tausenderlei Motiven, die allesamt Bezug auf die eigene Person hatten. Sie entstammten der Schicht, die Goethe hervorgebracht, oder jener, zu der er sich emporgeschwungen.

Eckermanns Lebenslauf, immerhin ungewöhnlich und anziehend, ließ den alten Herrn aufhorchen. Ueber die «Beiträge zur Poesie» urteilte er: «Große Klarheit, Fluß der Gedanken, alles tüchtig durchdacht, schöner Stil!»

Als Eckermann 1823 zum zweitenmal in Weimar erschien, nichts andres ersehnd und erwartend, als im Vorübergehen sich das Bild Goethes einprägen, vielleicht ein aufmunterndes Wort mitnehmen zu dürfen, sah er sich wohlaufgenommen und nach kurzer Zeit sogar festgehalten.

Eine Erscheinung wie diejenige Goethes mußte überwältigend auf diesen naiven, gefühlstiefen Einunddreißigjährigen wirken. Alles, was er seither auf der Schulbank oder im Hörsaal vergebens gesucht, trat ihm in seiner Gestalt entgegen, über alles, was er vergeblich ersehnt, verfügte dieser Vierundsiebzigjährige auf souveräne Weise. Ueberdies rührte ihm Goethes Menschlichkeit ans Innerste, gemahnte er ihn doch an seinen alten Vater.

Der Dichter, dem Eckermann gegenüberstand, ist in Wahrheit ein alter Vater gewesen. Ein Vater, der nicht ohne Sorgen für die Seinen an den Tag denken konnte, welcher sein letzter sein würde. Wenn schon Stolz und Würde ihm geboten, zu tun, als wisse er von alledem nichts, sind ihm die charakterlichen Schwächen von Sohn und Schwiegertochter, die Nöte ihrer Ehe, wohlbekannt gewesen. Noch vermochte er auszugleichen, die undisziplinierte, zur Verschwendung neigende Ottilie zu leiten und zu binden, den zum Trunke neigenden, brutalen und allzu haushälterisch auf seinen Vorteil bedachten Sohn im Zügel und im Respekt zu halten. Mit seinem Tod würde alles wegfallen, was dieses Paar zusammenhielt und es vor seinen Charakterfehlern schützte. Was würde aus den Enkeln werden, was aus dem Familienvermögen, was aus seinem Werk?

Heinrich Meyer und Zelter, diese Getreuen, Zuverlässigen, durch

und durch Ergebenen, waren Greise wie er, könnten ihn höchstens um Jahre überleben. Kanzler von Müller, eitel, indiskret und selbstherrlich, verdiente nur eingeschränktes Vertrauen und wurde in der Tat als Vormund der Enkel durch allerlei Testamentsklauseln gebunden und eingeengt. Zum Testamentsvollstrecker war er, ein hervorragender, gewissenhafter, überlegen gescheiter Mann, geeignet. Riemer, ein genauer Philologe, gebildet und ergeben, hatte im Verhältnis zu August von Goethe und auch sonst bedenkliche Brüchigkeiten des Charakters erkennen lassen. Jeder Mensch seiner nahen Umwelt, das wußte der alte Goethe, war an seinem Platz und unter seiner Führung brauchbar und tüchtig, leistete treulich das Seine. Aber eben nur unter seiner Führung.

Was Johann Peter Eckermann von Anfang an verriet, das ausgesprochene Organ für Goethes Persönlichkeit und Werk, bestätigte sich bei genauer Prüfung. Er fand unter anonym erschienenen Beiträgen die von Goethe stammenden mit größter Sicherheit heraus, verriet, um Urteile befragt, unbefangene Zivilcourage und viel natürliches Gefühl fürs Wesentliche. In der ersten Zeit bedeutete er für Goethe einen dienstwilligen, gewissenhaften und fleißigen Gehilfen bei der Ordnung des schriftlichen Nachlasses und des Hausarchives.

Von Jahr zu Jahr zeigten sich neue Züge der Vertrauenswürdigkeit. Selbstlos, taktvoll, streng verschwiegen und warmherzig fand er sich in Verhältnissen zurecht, die für weit gewandtere Naturen kompliziert gewesen sind. Eckermann mischte sich nicht in fremde Händel, suchte nicht das Seine, drängte sich nirgendwo und nirgends auf oder ein. Er verschwand still, selbstverständlich und unauffällig, wenn etwa der Großherzog am Frauenplan erschien oder gesellschaftliche Ereignisse, offizielle Besuche den Herrn des Hauses beanspruchten. Wie viele einsame Stunden sind jedoch mit zunehmenden Jahren über diesen verhängt gewesen! Wie oft nahmen Beruf, gesellschaftliche Verpflichtungen, auch wohl leere Betriebsamkeit seine Nächsten in Beschlag. Nicht immer vermochte dann der Greis von sich aus tätig, schöpferisch zu sein, die Zeit wirklich auszufüllen. Es gab Verstimmungen, Ermüdungen, Leere und Einsamkeit auch für diesen Mann, Tage, da es ihn fror und Lebenskel ihn anfiel. So überragend und begnadet er sein mochte — ein Gott ist der Olympier nicht gewesen, und bis zum letzten seiner Tage blieb ihm «ein Erdenrest zu tragen peinlich». Mißmut und schlechte Laune, Verdruß und Sorge, Kummer und das Versiegen aller Kräfte für kurze Zeit, dies alles blieb ihm nicht erspart. Nur mußte er es sorgsamer zu verbergen suchen als irgendeiner, denn er war sich bewußt, daß man gerade seine Schwächen doppelt genau nahm und

durch Aufzeichnungen verewigte. Er mochte sich oftmals wie ein Gefangener seiner Größe fühlen, immer zur Haltung verpflichtet, sogar von Nahestehenden umlauert, beobachtet.

Wenn wir die Niederschriften der Zeitgenossen betrachten, so ist das Allzumenschliche, wo es sichtbar ward, mit festgehalten worden, auch wenn es eine Harnverhaltung, ein Nickerchen zur Unzeit, ein Zornesausbruch gewesen ist. — Es gab immer Kritiker, die es Eckermann verübelten, in seinen berühmten «Gesprächen mit Goethe» nichts davon zu finden.

Was aber muß für den alten Goethe das Bewußtsein bedeutet haben, Eckermann werde alles Zeitliche mit der Zeitlichkeit dahinfallen lassen! Es wäre ein Irrtum, zu glauben, dieser sei zu primitiv, zu einfältig gewesen, um die allzumenschlichen Züge Goethes zu bemerken! Gerade er mag den alten Mann oft in Stunden aufgesucht, gesehen, begleitet haben, in denen ihm nichts vom Halbgott anhaftete. Aber es bereitete Eckermann keinerlei Genugtuung, zu sehen, daß auch dieser Große dem Allzumenschlichen verhaftet blieb. Er ließ es im Strom liebender Verehrung versinken und untergehen.

Wie oft mag der kindliche Glaube Eckermanns dem Greis an der Schwelle des Irdischen Trost geschenkt haben! Wieviel Beruhigung gewährte die unverbrüchliche Treue und Verschwiegenheit dieses Jüngers! Wie sehr lockte es den Sichverhüllenden, Sichverbergenden aus sich heraus, daß dieser Eckermann so wunderbar fein zuzuhören, zu schweigen und zu antworten wußte. Auf gleicher Ebene mit diesem Geist stand in den letzten Lebensjahren wohl nur noch Alexander von Humboldt. Es ist anmaßlich und verwirrt den Blick, wenn man feststellt, dieser Eckermann sei Goethe ja gar nicht geistig ebenbürtig gewesen. Wer denn hätte das von sich behaupten dürfen?!

Es gehört jedoch zu den menschlichsten, größten und liebenswer testen Zügen des alten Goethe, daß er die andern nicht nach dem Hirnkasten allein gemessen und bewertet hat, sich von Menschen anregen, anwärmen und aufschließen ließ, auf die Geringere hochmütig herabschauen.

Goethe mußte seinen Eckermann niemals einer Indiskretion wegen maßregeln wie den gescheiten Kanzler, sich kaum je über ihn ärgern wie über den gebildeten Riemer, kein einziges Mal eine Zudringlichkeit dieses Mannes abweisen wie er das bei sehr geistvollen Zeitgenossen zu tun genötigt war. —

«Sagt es niemand, nur den Weisen, weil die Menge gleich verhöhnet», rät er und hat in Befolgung seiner eignen Lehre den zweiten Faust vor den Zeitgenossen versiegelt. Ob er es wortwörtlich

tat oder nur in übertragenem Sinn, dafür gibt es verschiedene Ueberlieferungen, die sich widersprechen. Wie immer es sei, nur drei Menschen gab Goethe zu Lebzeiten den vollständigen zweiten Teil des Faust zu lesen, alle andern kannten nur Bruchstücke. Wenn wir Unvoreingenommene raten ließen, wer diese drei gewesen sind, so kämen die wenigsten darauf, Zelter, Ottilie von Goethe und Eckermann zu nennen. In Wahrheit hat es sich jedoch so verhalten.

Zur Fünfzigjahrfeier seines Einzuges in Weimar empfing Goethe unter vielen kostbaren Geschenken eine ungewöhnliche Ehrung von seiten der Philosophischen Fakultät der Universität Jena. Man gestattete ihm, zwei Männern seiner Wahl die Doktorwürde zu verleihen. Der Gefeierte erwählte Alfred Nicolovius, den Enkel seiner Schwester Cornelia, und Eckermann zu diesen «*Doktores honoris Goethe causa*».

Die Schlüssel zu seinen nachgelassenen Manuskripten legte Goethe in Eckermanns Hände. Dies sind die sichtbarsten, deutlichsten Auszeichnungen. Es gibt aber noch andre, verborgenere. Bei August von Goethes umdünsterter Reise nach Italien, seiner Reise in den Tod, war Eckermann sein Begleiter. Hat er ihn freiwillig gewählt, wurde er ihm aufgezwungen? Was ist vorgefallen, als sie sich trennten? In welchem Zustand verließ Eckermann den Unglücklichen? Wir wissen nichts. Der Getreue schwieg.

Was alles muß Eckermann gehört, gesehen, in Händen gehalten haben! Er hat, darüber ist kein Zweifel, Dinge gewußt, über die sich Forschergenerationen den Kopf zerbrachen. Er überlieferte das, was er vor seinem Meister verantworten konnte.

Weil Goethe alles dessen gewiß war, deshalb gewährte er seine Mitwirkung an den «Gesprächen», schuf er die Voraussetzungen und Grundlagen, aus denen dies Wunderwerk Eckermanns entstehen konnte. Er traute ihm zu, ein höheres Bild der Wirklichkeit zu spiegeln, nirgendwo profan, nirgendwo indiskret zu werden und auch nirgendwo auf fatale Weise pathetisch. Eben weil die «Gespräche» Goethe auf jeder Seite als einen Vollendeten, auf «der Menschheit Höhen» zeigen, vergessen wir leicht, daß ihn des Jüngers Ehrfurcht dorthin hob und dort beließ, ohne daß er ängstlich darauf bedacht sein mußte, in jedem Wort, in jeder Geste groß zu wirken. Er konnte sich mit schwachem Arm im Bogenschießen versuchen, sich von Eckermann Vogelbeobachtungen darlegen lassen, die ihm fern lagen — immer blieb er dem reinen Aufblick dieses Mannes gleich verehrungswürdig. Wie er sich auf seinen Eckermann verlassen, sich wohl auch in Momenten physischer Ermüdung auf ihn stützen konnte, so vermochte er Anwandlungen seelischer Ermattung und geistiger Erschlaffung zu überwinden, wenn ihm

dieser unverbildete und instinktsichere Gesellschafter eine Frage, eine Bemerkung zuspielte. Der naturgeschulte Eckermann sah und spürte das Wesentliche, alles andre fiel ab und versank. Er hat das Goethe-Bild in den Gesprächen nicht bewußt auf den Kothurn gehoben oder mit ekstatischen Worten beschworen; er hat lediglich alles beiseite gelassen, was nicht im höchsten, tiefsten und letzten Sinn «dazugehörte».

Weil Johann Peter Eckermann sich nie im Unwesentlichen verlor, rechnete er mit andrer Währung, berechnete er den Nutzen auf seine eigne Weise, trug er Mitmenschen Kränkungen nicht lange nach. Ihm blieb für Leben und Haltung nur das Höchste entscheidend.

So betrachtet, gewinnt er Würde und Größe. Er ist mehr als ein Echo, welches das Wort, mehr als ein Spiegel, der das Bild Goethes wiedergibt. Eine subalterne, unbedeutende Individualität hätte uns beides niemals in solch großartiger Erhabenheit bewahren können. Nicht zufällig ist Eckermann gelegentlich in seiner Substanz mit dem Jünger Johannes verglichen worden. Er war ein Begnadeter.

Die berühmte Erzählung Eckermanns vom letzten Abschied, den er genommen, als er vor Goethes Leichnam stand, sammelt alles verklärende Licht auf des Meisters entseelter Gestalt. Ohne Zeugen befindet sich der Hausierersohn allein mit dem Toten. «Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden», bekennt er.

Wie einst dem Lebenden, so tritt er auch dem Dahingegangenen nicht zu nah. Das Kostbarste, was der alte Goethe von Eckermann empfing, war die Gewißheit, daß er dies niemals tun würde. Mit der Achtung und dem uneingeschränkten Vertrauen des Greises gewann der Jüngere die Grundpfeiler für jene Brücke von Mensch zu Mensch, die wir Freundschaft nennen. Der Stein auf dem Weimarer Grab kündet die Wahrheit: «Hier ruht Goethes Freund.»